

Eine Festung, die ein Friedhof ist

In Stein gefasste Ideologie – 75 Jahre Totenburg Quero

Fritz Kirchmeier (Texte), Uwe Zucchi (Fotos)



Die Totenburg in der italienischen Gemeinde Quero wurde 1939 eingeweiht und zeigt, wie damals der Soldatentod gedeutet wurde.

Der Col Maor, der in Quero steil am rechten Ufer des Piave aufragt, ist ein gut geeigneter Hügel für eine Festung. Doch die Trutzburg, die der Besucher auf seiner Kuppe erblickt, so wehrhaft sie auch aussieht, hat nie einem bewaffneten Angriff trotzen müssen. Denn sie ist nur symbolisch eine Burg, tatsächlich aber ein Friedhof. Sie entstammt auch nicht längst vergangenen Zeiten, sondern wurde erst in den 1930er Jahren gebaut, als derartige Befestigungen längst ihren militärischen Sinn verloren hatten.

Hier ruhen 3 461 Gefallene des Ersten Weltkrieges. Es sind Soldaten der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armee, die im Gebirgskrieg 1917/18 starben und die der Volksbund von zahlreichen kleinen Truppenfriedhöfen nach Quero umgebettet hat.

Kaum einer der über 800 Friedhöfe, die der Volksbund pflegt, ist so eingehend beschrieben, wie der in Quero. Das mag an der Bedeutung liegen, die das Bauwerk als repräsentatives Gebäude für das Dritte Reich im Ausland hatte.

Schmaler Eingang

Das liegt aber auch am literarischen Geschick von Hans Gstettner, der vor und nach 1945 als Journalist die Öffentlichkeitsarbeit des Volksbundes unterstützte (siehe Seite 4). Er liefert in mehreren Artikeln eine sehr anschauliche Beschreibung der Anlage und legt in seinen ideologisch verbrämten Erläuterungen das komplette Konzept offen.

Gstettner ist gleichsam der Kronzeuge dafür, wie während der NS-Zeit der Soldatentod mittels Architektur ge-

deutet und instrumentalisiert wurde.

Der Weg vom Parkplatz zur Totenburg ist alles andere als repräsentativ. Er führt nicht über einen großzügig angelegten Vorplatz, sondern durch eine schmale, unscheinbare Hoftür am Verwalterhaus und dann durch einen biedermeierlich wirkenden Obstgarten.

Abermals eng wird es am eigentlichen Eingang zur Totenburg, der kaum mehr als schulterbreit ist. Gstettner spricht von einer wehrhaften Tür, die leicht zu verteidigen wäre. Tatsächlich aber hat der Architekt Robert Tischler (siehe Seite 4) den schmalen Eingang zum Gestaltungsprinzip erhoben. Er ist bei fast allen Kriegsgräberstätten zu finden, die er entworfen hat. Somit können sich die Besucher nur einzeln auf die Friedhöfe begeben. Das Gespräch mit den Begleitern wird unterbrochen oder beendet. „Vorgesehen ist



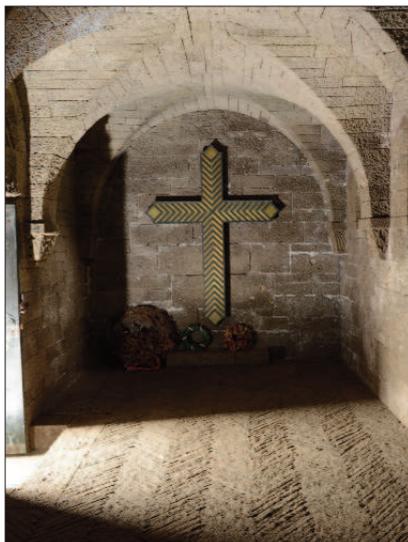
Düstere Vorhalle: hinten der schmale Eingang, rechts die handgeschmiedeten Türen zur Weihehalle, oben die Salzausblühungen

die individuelle Wahrnehmung“, sagt der Kunsthistoriker Christian Fuhrmeister, der sich wissenschaftlich mit Tischlers Architektur befasst (siehe Seite 6).

In Quero betritt der Besucher auf diese Weise allein die düstere Durch-

gangs- oder Vorhalle. Durch elf Maueröffnungen, die Schießscharten ähneln, fällt spärliches Tageslicht in das lang gestreckte Gewölbe. Dämmerlicht und feuchte Kälte herrschen in diesem Raum. Der Besucher mag sich in einem Bunker wähen. An manchen

Stellen sind weiße Salzausblühungen zu erkennen. Sie sind die Folgen des lange Zeit undichten Daches. Deshalb ist viele Jahre lang Regenwasser in das Mauerwerk eingedrungen. 2012 hat der Volksbund die Schäden behoben, aber die austretenden Salze in dem Ge-



An der Stirnseite der Vorhalle hängt ein rund zwei Meter hohes Kreuz, das einzige christliche Symbol im Innenraum. Es wurde erst 1960 auf Wunsch des Volksbund-Präsidiiums angebracht.



Sehr unterschiedliche Motive für die Konsolen hat der Bildhauer Ernst Geiger aus dem Stein getrieben, auch dieses bärtige Männergesicht. In ihrer Gesamtheit sind sie nur schwer zu deuten.

Quero ist eine italienische Gemeinde mit etwa 2 500 Einwohnern. Sie liegt in den südlichen Ausläufern der Dolomiten, am östlichen Hang des Monte-Grappa-Massivs, rund 15 Kilometer südlich der Stadt Feltre. Quero gehört zur venetischen Provinz Belluno.

Der Ort am Ufer des **Piave** wurde im Ersten Weltkrieg fast völlig zerstört. In den Piaveschlachten 1917/18 kämpften deutsche Truppen an der Seite der österreichisch-ungarischen Armee gegen Italien. Der Großangriff der Alliierten im Oktober 1918 führte zum Zusammenbruch der k. u. k. Armee in Venetien.



Der so genannte Weiheraum mit dem kunstvollen Mosaik und dem Altar verbreitet eine sakrale Aura.

stein sind damit nicht beseitigt.

Keine christlichen Symbole

Die Konsolen, auf denen die Mauerbögen ruhen, zeigen sehr unterschiedliche Reliefs. Mal hat der Bildhauer Ernst Geiger ein Mädchen-

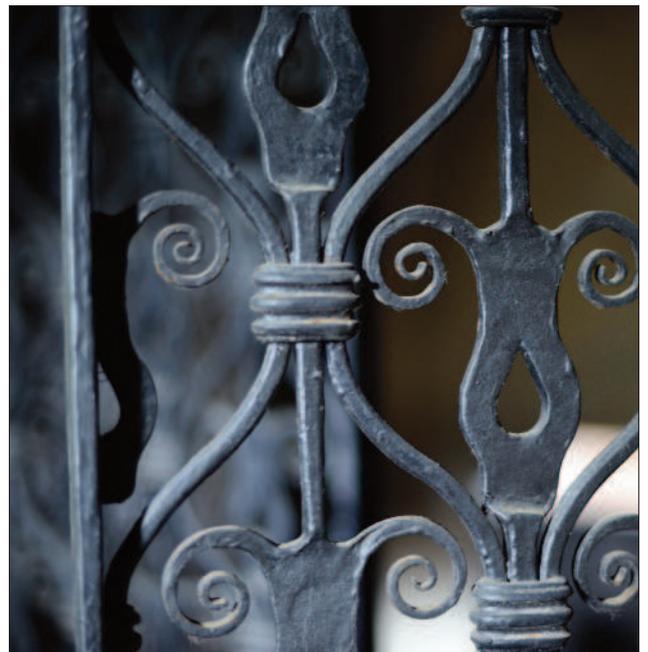
gesicht kunstvoll aus dem Stein gehauen, mal ist es eine Weinrebe, mal ein Eichenblatt, mal das bärtige Haupt eines Mannes. Auch eine Götterfaust, die ein Bündel Blitze hält, ist zu finden. Die einzelnen Ornamente sind nur schwer zu deuten, auffallend aber ist,

dass christliche Symbole fehlen.

Einzig an der Stirnseite der Halle hängt ein zwei Meter hohes Kreuz. Aber es wurde erst nachträglich hinzugefügt, 1959 auf Wunsch des Volksbund-Präsidiums beschlossen und wahrscheinlich im Folgejahr ange-



Trauernde Soldaten im Mosaik der Weiherhalle



Kunsthandwerkliche Perfektion zeichnet alle Details aus.



Das Goldene Buch auf dem Altar im Weiheraum mit den 865 Namen der Toten

bracht. Es ist aus Metall und teilweise vergoldet. Offenbar empfand die damalige Führung des Volksbundes die völlige Abstinenz von christlichen Symbolen auf diesem Friedhof als Makel. Das zehn Meter hohe Bronzekreuz außerhalb der Totenburg ist auch nicht Teil der ursprünglichen Gestaltung. Es wurde 1979 errichtet und entstammt wohl gleichfalls dem Wunsch zur Nachbesserung.

Sakraler Raum ohne Religion

Drei bogenförmige Durchgänge mit handgeschmiedeten Gittertüren führen von der Vorhalle zum so ge-

nannten Weiheraum, dem Herzstück der Totenburg. Auch hier fehlen christliche Symbole. Dennoch entsteht der Eindruck eines sakralen Raumes. Diese Halle ist ganz der Totenehrung und dem Heldenkult gewidmet.

Es ist ein glockenförmiges Gewölbe mit quadratischer Grundfläche, beleuchtet durch einen Lichtschacht, durch den je nach Sonnenstand und Bewölkung helles oder nur spärliches Sonnenlicht fällt. An drei Wänden umgibt den Betrachter ein Marmormosaik, das überlebensgroß jeweils vier Soldaten zeigt, die trauernd um das Grab eines gefallenen Kameraden zu

stehen scheinen. Sie haben ihre Helme abgenommen, als wären sie gerade aus dem Gefecht zurückgekehrt, und halten sie, jeder auf andere Art, in der Hand.

Groß, stark und ernst sind diese Soldaten gestaltet, alle mit Gardemaß. Verzweiflung, Angst und Schwäche scheinen ihnen fremd zu sein. Es sind „Typen eines ganzen Volkes“, schreibt Gstettner, die dem Idealbild des damaligen Heldenkultes entsprechen, „deutlich umrissene Schemen derer, die einst lebten und derer, die wieder da sein werden, das Vaterland zu schirmen.“

Der Einzelne ist nichts

Unter dem Mosaik verläuft der Schriftzug: „Wir liegen zusammen in Reih und Glied, wir standen zusammen im Leben, drum gleiches Kreuz und gleicher Schmuck ward uns aufs Grab gegeben – Nun ruhen wir aus vom heißen Streit und harren getrost der Ewigkeit.“ Das ist das Hohelied auf die Kameradschaft. Es geht allerdings mit der Missachtung des Individuums einher.

„Der Einzelne ist nichts und das Volk alles“, sagt Gstettner unumwunden und hält dies „für den Grundgedanken des großen deutschen Geschehens der Gegenwart.“ Der ideale Ausdruck dieser Überzeugung sei das Kameradengrab.

Die Gestaltung der Totenburg in

Hans Gstettner, 1905 in Frontenhausen/Niederbayern - 1977 in München, Schriftsteller, Lyriker und Journalist, Dr. phil.

Über Gstettner ist wenig bekannt. Er war in den 1930er Jahren kulturpolitischer Schriftleiter des Völkischen Beobachters, der Parteizeitung der NSDAP, in München, 1942 Soldat, 1943 in einer Propagandakompagnie an der Ostfront, nach 1945 Hauptschriftleiter eines Fachblattes für das Hotel- und Gaststättengewerbe in Bayern.

Gstettner arbeitete bis Mitte der 1950er Jahre eng mit Robert Tischler und dem Volksbund zusammen und veröffentlichte zahlreiche Artikel in der Mitgliederzeitung des Volksbundes.

Er entwarf auch Sinnspüche und Gedenktex te für Kriegsgräberstätten, die der Volksbund nach 1945 errichtete, zum Beispiel für El Alamein, Tobruk, La Cambe. Die Tätigkeit Gstettners im Volksbund ist bisher nicht öffentlich thematisiert.

Robert Tischler, 1885 in Frontenhausen/Niederbayern - 1959 in München, Gartenarchitekt, 1926 bis 1959 Chefarchitekt des Volksbundes.

Tischler ist in der Geschichte des Volksbundes der mit Abstand einflussreichste Architekt. Er war seit 1926 Chef der Bauleitung in München und prägte über drei Jahrzehnte – und über drei politische Systeme hinweg (Fuhrmeister) – die Gestaltung deutscher Kriegsgräberstätten. Er zeichnete verantwortlich für so bedeutende Friedhöfe wie Langemark und Lommel in Belgien, Consenvoye und La Cambe in Frankreich, Nazareth in Israel, Quero, Pordoi, Meran und Costermano in Italien, Sandweiler in Luxemburg, Tobruk in Libyen, El Alamein in Ägypten, Weeze in Deutschland. Dies ist nur eine sehr kurze Auswahl aus seinem umfassenden Werk. Ende der 1920er Jahre entwickelte er das Konzept der Totenburg. Nach seinem Tod löste der Volksbund die Bauleitung in München auf und übertrug die Aufgaben der Bauabteilung in der Kasseler Zentrale.

Quero trägt dieser Überzeugung Rechnung. Die über 3 000 Toten sind in einem schmucklosen Gemeinschaftsgrab im Außenbereich bestattet, zu dem nur eine schmale Treppe führt. Es ist nicht vorgesehen, dass Besucher die Grabfläche betreten und dort der Toten gedenken. Mit Erika bepflanzt, war das Grab einst ein Stück „Heimat in der Fremde“. Heute wächst hier Cotoneaster, ein robuster Bodendecker, den eine Wurzelschutzplane bei der Bekämpfung der störenden Wildkräuter unterstützt.

Das Kameradengrab entspreche dem „absoluten Willen zum Soldatischen“, schreibt Gstettner, die Aus-

schmückung der Einzelgräber tut er als „privaten Gefühlsflitter“ ab.

„Seltsame Magie des Todes“

Der einzelne Gefallene gleicht dem einzelnen Stein im Mosaik des Weiheraumes. Erst in der Gesamtsicht aller Steine nimmt das Bild Gestalt an. Insofern erscheint das Mosaik als die künstlerische Technik, die sich ideal eignet, um die Unterordnung des Individuums unter die Gemeinschaft zum Ausdruck zu bringen. Es ist somit konsequent, dass die Architekten in der NS-Zeit bei der Ausgestaltung von Ehrenmalen auf diese Jahrtausende alte Kunst zurückgreifen.



Vergleichsweise bescheiden in den Ausmaßen nimmt sich das Mosaik des Reichsadlers aus. Wo einst Kranz und Hakenkreuz waren, ist deutlich zu erkennen.

Die Einweihung der Totenburg in Quero am 25. Mai 1939, am Donnerstag vor Pfingsten, war eine pompöse Zeremonie im Stil der damaligen Machthaber. Klaus von Lutzau hat sie ausführlich in der Mitgliederzeitschrift des Volksbundes beschrieben.

Aus Deutschland sind hohe Beamte der Regierung, Generäle der Wehrmacht und der SS, Vertreter fast aller Volksbund-Gauverbände sowie elf Ratsherren aus München, der Patenstadt des Friedhofes, angereist.

Auch zahlreiche hohe italienische Offiziere sind da, an der Spitze General und Senator Ugu Cei, der Chef des italienischen Kriegsgräberdienstes. Zwei Ehrenkompanien der italienischen Armee, eine Formation der faschistischen Partei und „die Bevölkerung der ganzen Umgebung“ formen die Kulisse der Veranstaltung. Hitlerjungen aus Triest stehen Ehrenwache.

Kein Wort verliert von Lutzau über den Schöpfer der Totenburg Quero. Kann es sein, dass Robert Tischler tatsächlich nicht an der Einweihung teilnahm?

„Die deutschen Hymnen klingen auf“, gemeint sind wohl das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied, und „alle Arme heben sich zum Gruß“. Emmo Eulen, Bundesführer des Volksbundes, trägt Uniform des NS-Fliegerkorps (?) und hält die „Weiherede“. Darin spricht er vom unerbittlichen Gebirgskrieg und vom „Kampf als Vater aller Dinge“. Die Toten seien die „Saat unserer Besten“. Ihr Vermächtnis bestehe darin, dass die Nachkommen vollenden mögen, was jene begonnen hätten. Der Sinn, den er dem Soldatentod verleiht, ist somit die Revanche der Nachgeborenen. Diesen Gedanken – die Fortsetzung des Kampfes – finden wir auch im Konzept der Totenburgen wieder. Eulen lobt die Freundschaft zwischen Deutschland und Italien, den Feinden von einst, die jetzt jedoch zusammenstünden, um dem östlichen Gegner gemeinsam die Stirn zu bieten. Von Heldenmut und Heldentreue ist in seinem Telegramm an Adolf Hitler die Rede, in dem er die Einweihung meldet. Der antwortet umgehend in „Dankbarkeit und Ehrfurcht vor unseren gefallenen Soldaten.“ Trauer oder Familienangehörige



Botschafter Hans Georg von Mackensen (1. Reihe links) und Volksbund-Bundesführer Emmo Eulen (1. Reihe rechts) begrüßen eine italienische Abordnung. (Foto: Volksbundarchiv)

sind Begriffe, die an diesem Tag nicht zu hören sind.

Bei der Kranzniederlegung, allen voran der riesige Lorbeerkranz Hitlers, schießen die italienischen Soldaten Salut. Währenddessen zieht ein Gewitter auf. Berichterstatter von Lutzau vergleicht das Donnern mit Artilleriefeuer und einem Gruß der Naturgewalten an die gefallenen Soldaten.

Anschließend fahren die deutschen Gäste und ihre italienischen Gastgeber im strömenden Regen in die nahe gelegene Stadt Feltre, um auch den dortigen deutschen Soldatenfriedhof einzuweihen. Er ist einer der wenigen Truppenfriedhöfe in dieser Region, die der Volksbund nicht aufgelöst hat. In Feltre scheint die Sonne, und die Bevölkerung steht wieder Spalier.

Danach reist die deutsche Delegation über Udine nach Tolmin, heute Slowenien, wo sie zwei Tage später den dritten Soldatenfriedhof in Folge einweiht.

Seine Ansprache in Quero beendet Eulen, indem er die drei Soldatenfriedhöfe in die Obhut des deutschen Botschafters von Mackensen übergibt, „als Grundfesten unseres neuen Werdens und Blühens.“ Drei Monate später beginnt der Zweite Weltkrieg.

Über Robert Tischlers Totenburgen hat der Kunsthistoriker Christian Fuhrmeister mehrere Aufsätze veröffentlicht. Fuhrmeister lehrt am Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München und arbeitet seit 2006 im Wissenschaftlichen Beirat des Volksbundes mit.

Totenburgen sind festungsartig ausgebaute Soldatenfriedhöfe. Das Konzept entwickelte Tischler seit Ende der 1920er Jahre für Sammelfriedhöfe des Ersten Weltkrieges. Der Begriff ist ab 1934 nachzuweisen. Die Gestaltungsprinzipien zeigt Fuhrmeister an den Anlagen in Bitola, Mazedonien (eingeweiht 1936) und Quero auf.

Totenburgen sind geschlossene, wehrhafte und monumentale Anlagen in strategisch günstiger Lage auf ehemals heftig umkämpften Höhenzügen. Sie zeichnen sich durch eine aufwändige handwerkliche Gestaltung aus und dienen somit auch der Repräsentation deutscher Kultur im Ausland. In der Raumgestaltung weisen sie Bezüge zu einfachen Kirchenbauten auf, können jedoch nicht als christliche Sakralarchitektur bezeichnet werden.

Fuhrmeister macht darauf aufmerksam, dass der Volksbund mit der Errichtung von Totenburgen seine Aufgabe übererfüllt. Um einigen tausend Gefallenen eine würdige Grabstätte zu errichten, hätte es nicht des Baus von Festungen bedurft. Emmo Eulen rechtfertigt 1935 die erheblichen Baukosten gegenüber dem Auswärtigen Amt, indem er darauf hinweist, dass die Anlagen „den Bewohnern der Länder, in denen sie stehen, Achtung abnötigen vor der Höhe der deutschen Kultur und vor der Kraft des Deutschen Reiches.“

Totenburgen, die durch ihren militärischen Charakter den Eindruck erwecken, als hätten die Soldaten noch im Tod mit Angriffen gegnerischer Truppen zu rechnen (Fuhrmeister), haben jedoch noch weitergehende, ideologisch begründete Funktionen. Sie nehmen sich wie deutsche Außenposten im einstigen Feindesland aus, ver-

Sehr exponierte Lage in den Dolomiten: die Totenburg auf dem Pordoi-Pass, 2 230 Meter hoch, eingeweiht 1959



körpern ein Stück Heimat in der Fremde und wurden von den Zeitgenossen als Bastionen angesehen im „Wall der Toten, der nach Abzug des Heeres weiter die Grenzen des heimlichen Reiches hütete“ (Westecker).

Auf diese Weise reklamierten die Totenburgen der 1930er Jahre einen deutschen Anspruch auf Raumgewinn für die Zukunft. Darin liegt die Nähe zur Sinngebung des Soldatentodes, die Eulen in seiner Einweihungsrede in Quero ausführte: Die Nachgeborenen mögen das Werk der Gefallenen vollenden.

Auch für die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges waren Totenburgen geplant. Selbst nach 1945 entwarf und verwirklichte Tischler noch derartige Anlagen für den Volksbund. Inwieweit diese sich in der Gestaltung und in der Ikonografie von den früheren unterscheiden, wäre eine Untersuchung wert.

Bis heute sind neben den Bauwerken in Bitola und Quero noch die Totenburgen in Nazareth, Israel (eingeweiht 1935), Tolmin, Slowenien (1939), Tobruk, Libyen (1955), El Alamein, Ägypten (1959) und auf dem Pordoi-Pass, Italien (1959) erhalten.

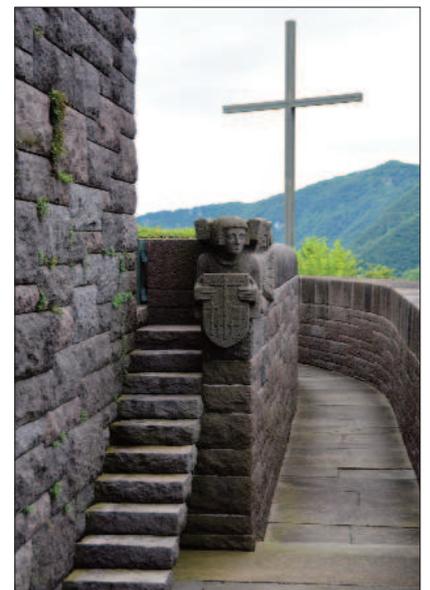
Im Mittelpunkt des Weiheraums, auf den sich die Gedanken der umstehenden Soldatengestalten zu konzentrieren scheinen, steht eine Art Altar aus schwarzem, schwedischem Granit. Gstettner nennt ihn in der martialischen Diktion seiner Zeit „Blutaltar“ oder „Opferstein“, von dem eine „seltsame Magie des Todes“ ausgehe. Hier wird das Bedürfnis nach mystischen Deutungen deutlich.

Auf dem Altar liegt das „Goldene Buch“, das in Wirklichkeit aus Bronze ist, mit der Liste der Orte, aus denen die Toten umgebettet wurden, und den Namen der nur 865 Gefallenen, die bekannt sind. Aber auch diesen Rest von Individualität relativiert Gstettner umgehend, wenn er schreibt, dass die Namensliste in ein paar hundert Jahren auch nichts anderes mehr sei als ein

Ornament. Der einzelne Mensch tritt in die Unkenntlichkeit der Masse zurück, in die Heerschar der toten, lebenden und zukünftigen Soldaten.

Den schwarz glänzenden Granitblock zieren geheimnisvolle Zeichen, die der germanischen Mystik entstammen dürften. Auch an der Innenwand des Lichtschachtes sind Linien, Flammen und Sterne eingemeißelt, die ähnlich wirken. Das erweckt den Eindruck, als suchten Robert Tischler und seine Kunsthandwerker, da sie in der Totenburg konsequent auf christliche Symbole verzichteten, nach Motiven zur Begründung einer Art Pseudoreligion.

Aber es bleibt bei bloßen Anleihen. Was sie in den Stein hineinarbeiten, sind zusammengeklautbe Versatzstücke der germanischen Mythologie oder



Laufgraben und Treppe zur Grabfläche, hinten das Hochkreuz von 1979

dessen, was sie dafür halten. Vom Weiheraum und der ganzen Totenburg geht ein ungewisser Schauer aus. Aber der Versuch, eine neue Spiritualität im Sinn des Nationalsozialismus zu erzeugen, scheitert letztendlich. Zu gewollt, zu sehr konstruiert sind die Anleihen an den alten Mythen.

Hakenkreuz getilgt

Über den drei Eingangstüren zum Weiheraum ist der Reichsadler als kunstvolles Mosaik gestaltet. In seinen Klauen hielt er früher den Eichenkranz mit Hakenkreuz. Wie bei allen öffentlichen Gebäuden wurde nach 1945 dieses Emblem des Dritten Reiches entfernt und die Stelle, wo Hakenkreuz und Eichenkranz zu sehen waren, kaschiert.

Bei den umfassenden Arbeiten zur Entsalzung des Mosaiks im Jahr 2012 hat der Volksbund die Fehlstelle als solche deutlich gemacht.

Die Betrachter werden somit darauf hingewiesen, dass hier in ein Dokument der Zeitgeschichte eingegriffen wurde.

Ritter, Sphinx, Genius

Durch eine zweite schmale Tür führt der Weg aus der Vorhalle hinaus ins Freie. Eine mannshohe Außenwand verstellt den Blick auf die Landschaft. Die Besucher passieren einen engen Gang, der sich wie ein Laufgraben ausnimmt und im Bogen um das Gemeinschaftsgrab zu einer Aussichtsplattform führt. Die großen Steinquader ersetzen gleichsam die im Krieg verwandten Sandsäcke, meint Gstettner.

Er lobt die Leistung der deutschen Handwerker, die die bis zu 60 Zentner



Skulptur am Ausgang zum Gemeinschaftsgrab: Schutzgeist der Totenburg?

schweren Porphyrblocke – „jeder von zyklischer Art“ – aus weit entfernten Steinbrüchen hierher geschafft und akkurat versetzt haben. Die Wahl des Materials hält er für angemessen, denn die rotbraune Farbe des Vulkangesteins wirkt auf ihn, als wären die Blöcke blutdurchtränkt.

Die enge Treppe, die zur Grabfläche hinauf führt, bewacht eine Skulptur des Bildhauers Ernst Geiger. Sie ist nur schwer zu deuten: teils mittelalterlicher Ritter, der einen Schild mit den fünf Kreuzen des Volksbundes in Händen hält, teils Engel, teils Sphinx. Liegt oder schwebt die Figur? Auch das erschließt sich nicht.

Schutzgeist

Gstettner nennt die Plastik einen „ruhenden Genius von überirdischer Klarheit“. Somit knüpft er an die römi-

sche Tradition der Schutzgeister an. Demnach verkörpere die Statue eine Art übersinnlichen Patron für die gesamte Anlage und wäre von zentraler Bedeutung.

Zugleich zeigt sich hier wie bei der Ausschmückung der Vorhalle und der Gestaltung des Weiheraums der fast wahllos anmutende Griff nach Symbolen, die Sinn stiften könnten.

Verspielte Architektur

Das Bestreben des Architekten Tischler, den Kriegsalltag in die Gestaltung der Soldatenfriedhöfe hinein zu holen, wird im Laufgraben, noch mehr aber durch den nachgebauten Bunker deutlich. Er ist am südlichen Ende der Anlage zu besichtigen. Durch einen waagerechten Sehschlitz blicken die Besucher „wie einst die deutschen Beobachtungsposten“ auf das Tal des

Literatur

Christian Fuhrmeister, Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge im 20. und 21. Jahrhundert. Bemerkungen aus Sicht der politischen Ikonographie. In: Ellen Überschär (Hg), Soldaten und andere Opfer? Rehbürg-Loccum 2007 (=Loccumer Protokolle 73/05), S. 45-66

Wilhelm Gomoll, Mosaik in deutschen Ehrenmalen. In: Kriegsgräberfürsorge. Mitteilungen und Berichte vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge 11/12/1941, S. 110-118

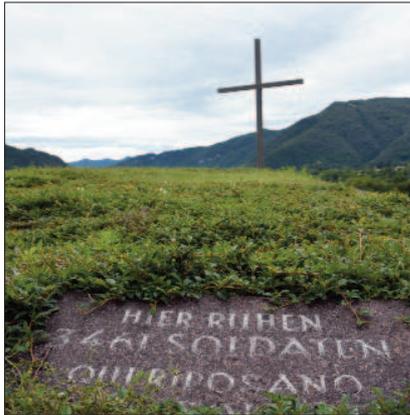
Hans Gstettner, Deutsche Soldatenmale. Erbaut vom

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Berlin o. J. (1940)

Hans Gstettner, Wir harren getrost der Ewigkeit ... Quero, das unvergängliche Mal deutschen Heldengeistes und deutscher Kunstgesinnung. In: Kriegsgräberfürsorge 8/1939, S. 116-124

Klaus von Lutzu, Feierstunden an Mahnmalen deutschen Heldentums in Italien. In: Kriegsgräberfürsorge 7/1939, S. 100-104

Wilhelm Westecker, Wall des Gedenkens. In: Kriegsgräberfürsorge 8/1939, S. 114



Blick auf die Grabfläche



Aus Karabinerläufen geschmiedete Tür



Wasserspeier an der Außenwand

Piave. An dieser Stelle soll während des Krieges tatsächlich eine Stellung gewesen sein.

Die Tür des Unterstandes ist aus Karabinerläufen geschmiedet. Spätestens damit aber stellt sich heraus, dass diese Architektur, so ernst und authentisch sie wirken will, alles andere als das ist. Sie steht vielmehr für einen nahezu verspielt anmutenden Umgang mit dem Kriegsalltag. Alles ist nur Symbol oder Zitat. Kein Soldat käme wohl je auf die Idee, für einen Bunker einen derartigen Verschlag zu zimmern. Eine gleichfalls aus Karabiner-

läufen hergestellte Tür ist übrigens auch in der Totenburg von Bitola zu sehen.

Nicht weniger verspielt muten die Wasserspeier an, die an der Außenwand der Weihehalle als architektonische Zitate aus der mittelalterlichen Baukunst angebracht sind. Sie sind reine Dekoration. Niemals ist Wasser aus diesen steinernen Drachenhäulern geflossen.

Namen der Kunsthandwerker

Es ist das Verdienst Gstettners, dass er sich über die damalige Doktrin der Bauleitung des Volksbundes hinwegsetzt, wonach die Schöpfer eines Soldatenfriedhofes anonym bleiben. „Sie alle treten zurück hinter die Idee, der sie dienen. Sie alle schaffen aus dem gleichen Geist und aus der gleichen Gesinnung am Werk der Heldenehrung“, heißt es 1938 in einem konsequenterweise anonym verfassten Artikel in der Mitgliederzeitschrift.

Dank Gstettner aber ist nachzulesen, wer das Mosaik im Weiheraum, wer die Konsolen in der Vorhalle, die schmiedeeisernen Türen und alle die anderen wertvollen Details geschaffen hat.

Idylle unter Obstbäumen

Ein weiteres Verdienst Gstettners liegt in dem Hinweis auf die Gegenwart zur martialischen und dem Heldenkult gewidmeten Totenburg. Es ist das Idyll des kleinbürgerlichen Verwalterhauses und seines Gartens.

Zwar offenbart sich der Autor in der Beschreibung der Einzelheiten erneut als linienstreuer Nationalsozialist. Dennoch gebührt ihm Dank, dass er



Unscheinbar: der Zugang zur Totenburg



Idyllischer Kontrast: das Verwalterhaus

auf diese eigentümliche Wechselwirkung aufmerksam macht.

Erst im Gegenspiel von heroischer Welt auf der einen und biedermeierlicher Innerlichkeit auf der anderen Seite entfalten beide Sphären ihre Bedeutung.

Die Totenburg in Quero entlässt somit ihre Besucher auf dem Weg, den sie gekommen sind, in den versöhnlich stimmenden Frieden einer bürgerlichen Garteneinsamkeit unter Obstbäumen.

Diesen Führer durch die Totenburg in Quero, der sich kritisch mit der Architektur und deren Deutung durch die Zeitgenossen befasst, hat das Pressereferat des Volksbundes im September 2014 kurzfristig erstellt und in einfacher Technik vervielfältigt.

Der Druck als Broschüre auch in italienischer Sprache wird erwogen.

Redaktion: Fritz Kirchmeier
Gestaltung: Kirsten Giersig

Bei der Recherche haben geholfen: Bernd Bürger, Stefan Dworak, Thomas Gliem, Norman Görgl, Peter Päßler.

Gegen Druckfehler, Irrtümer und falsche Einschätzungen sind wir nicht gefeit. Anregungen für Korrekturen sind willkommen: presse@volksbund.de.

Als PDF zum Download unter: www.volksbund.de